

Inga Machel: "Harte Strandparty"

Maximalismus des Elends

Von Sarah Elsing

Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 27.06.2026

Drei Geschichten, verbunden durch Messer, Missbrauch, Tod und gesellschaftliche Gewalt: Die 1986 geborene Schriftstellerin Inga Machel will tief in beschädigte Leben blicken. Doch ihr literarischer Maximalismus kippt ins Überladene.

In der Architektur der 1980er Jahre gibt es eine Strömung, die der Maxime "More is more" folgte. Da knallen Formen, Farben, Materialien und historische Zitate aufeinander. Man weiß gar nicht, wo man zuerst hinschauen soll und wendet sich am Ende überwältigt ab. Wäre Inga Machels Roman "Harte Strandparty" ein Haus, müsste man es dieser Art Maximalismus zuordnen.

Schon in ihrem Debüt "Auf den Gleisen", das 2024 für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert war, ließ die Autorin einen jungen Mann nach dem Suizid seines Vaters in den Berliner Drogensumpf abstürzen, wo er in einem heroinabhängigen Obdachlosen den Widrigkeiten des Vaters zu erkennen glaubt. Nun erzählt Machel gleich drei Geschichten, in denen sich Gewalt, Schmerz, Missbrauch, Pathos und Drastik derart häufen, dass sich die Bestürzung über die Kaputtheit der Figuren bald abnutzt.

Inga Machel

Harte Strandparty

Rowohlt Verlag, Hamburg

224 Seiten

24 Euro

Messer, Missbrauch und Mord

In der titelgebenden Erzählung verbringt ein Mädchen, schon fast Teenie und doch noch Kind, einen trostlosen Sommer in einer zerrütteten Unterschichts-Familie. Ihre einzige Freundin ist ein Messer. Während hier Andeutungen und Lücken nicht mehr als ein Raunen um Missbrauch und Verwahrlosung entstehen lassen, entwickelt die zweite Geschichte einen neuen Sound, dreckig und mitreißend. Nach einem Überfall auf ein Drogenhaus begibt sich ein in die Jahre gekommener Maori auf einen Roadtrip durch Neuseeland. Im Gepäck nicht nur Alkohol, Geld und Drogen, sondern auch die Leiche seines Ziehsohns, der sich bei dem Überfall selbst ins Gesicht schoss, nachdem er eine Frau und ein Baby getötet hat.

In der dritten Geschichte schließlich wartet eine zum Tode verurteilte Frau auf ihre Hinrichtung, während eine Wärterin deren letzte Lebensstunden akribisch protokolliert. Das erinnert in Anlage und Ton zunächst an "Kaltblütig" von Truman Capote. Doch wechselt Machel

zwischen der Perspektive von Wärterin und Mörderin hin und her und kommt beiden darin erschreckend nah.

Obsessive Narbenschau

Sicher, in ihrer Reihung laufen die drei Geschichten auf das eine hinaus: Die Hoffnung, durch das beinahe obsessive Betrachten der Narbe den Ursprung der Wunde zu finden. Doch allein die Wiederkehr von Motiven (Messer, Missbrauch, Selbstmord, Strand und Mord) und ihr Wiederhall in einem Resonanzraum von gesellschaftlicher, kolonialer und patriarchaler Unterdrückung machen aus drei disparaten Erzählungen noch keinen Roman.

Inga Machel hat die sprachlichen Mittel, diese verschiedenen Perspektiven und Schicksale literarisch zu gestalten. Gerade die zweite Erzählung um den zerstörten Maori hat Drive und in der Spiegelung von Wärterin und zum Tode verurteilter Mörderin dringt die Autorin endlich auch in komplexere psychologische Schichten ein. Aber muss die zur Tat jugendliche Mörderin, mutmaßlich Tochter mexikanischer Einwanderer, als Baby in einer Mülltonne gefunden werden? Muss ihre leibliche Mutter sich mit neunzehn aus dem Fenster eines Kirchturms gestürzt haben, nachdem ihr Onkel sie zum dritten Mal geschwängert hat?

Drastik trifft Pathos

Solche Fälle wird es geben. Nur leider ist die Realität oft zu krass, als dass sie glaubhaft und effektiv in Literatur zu verwandeln wäre. So erreicht die Autorin mit ihrem von Drastik und Pathos zusammengehaltenen "More is more" genau das Gegenteil dessen, was offensichtlich ihr Anliegen war: Lesepublikum für Machtstrukturen zu sensibilisieren, die Menschen auf so vielfältige und grausame Art beschädigen und zerstören, dass sie selbst zu morden beginnen – und sei es sich selbst.